um die Mitte des Monats gegen 8 Uhr und Ende September schon um 7 Uhr auf u. bleibt in ziemlich hoher Stellung am Himmel die ganze Nacht sichtbar. Da der Mars gleichzeitig auf seiner starkelliptischen Bahn um die Sonne unserer Erde immer näher kommt. bis er gegen Ende Oktober zur Zeit seiner größten Erdnähe, an unseren Planeten bis auf etwa 70 Millionen Kilometer — immer noch eine respektable Entfernung, wenn man bedenkt, daß der mittlere Abstand des Mondes von der Erde „nur" rund 400 000 km beträgt, eine selbst für den Himmelsraum kleine Entfernung — bei einem mittleren Abstand von der Erde von etwa 230 Millionen Kilometer herankommt, ist jetzt wieder eine sehr günstige Gelegenheit zur Beobachtung des Mars. Da wird es jedenfalls auch diesmal wieder etwas ganz Neues von dem Planeten geben, der schon so vielfach die Phantasie des Menschen beschäftigt hat.

Sorgfältig und gewissenhaft werden auch diesmal die geübten Männer der Wissenschaft den Planeten beobachten und voraussichtlich auch manches Neue sehen. Ihr Augenmerk wird sich dabei vor allem auf zwei Fragen richten die ein eigentümliches Licht auf die seit langem vermutete, neuerdings aber von der astronomischen Wissenschaft stark angezweifelte Erdähnlichkeit des Mars werfen, nämlich auf die Temperaturverhältnisse und auf die Atmosphäre des Mars, womit auch die Frage der Bewohnbarkeit des Planeten eng zusammenhängt. Nach den neuesten Forschungen dürfte die höchste Temperatur auf dem Mars, selbst in der heißen Zone, kaum mehr als 16 Grad Celsius über Null betragen, während dieser geringen Wärme am Tage eine nächtliche Kälte von mindestens 50 Grad Celsius, als lebensvernichtender Gegensatz nachfolgt. Da nun auf einem fremden Planeten etwas sehen und es richtig deuten, was es sei, zwei verschiedene Dinge sind, so sind auch die Astronomen darin sehr vorsichtig.

Der Phantasie des Publikums dagegen bietet der Mars reichen Stoff, und es ist sehr geneigt, sich jede Beobachtung daraufhin anzusehen, ob sie nichts über die Bewohner des Planten lehren kann. Wer möchte es ihm auch verargen! Die Erde ist ihm zu klein geworden. Was besagt es heute, eine Depesche in wenigen Sekunden um die Erde zu schicken? Wer nur das nötige Kleingeld hat, für den ist eine Reise um die Erde nicht einmal mehr ein Urlaubsvergnügen, sondern das Werk von ein paar Tagen. Man fühlt es dann bereits als eine höchst ungemütliche Verkehrsbeschränkung,an die Erde gefesselt zu sein; man möchte gern darüber hinaus zu irgendeinem Nachbarstern. Der romantische Sinn, der immer in der Menschheit lebendig war, hat sich daher stets mit der angenehmen Phantasie beschäftigt, einmal irgendwelchen Bewohnern außerhalb der Erde einen Besuch abzustatten. Warum sollte dies schließlich nicht möglich sein?

Unsere Astronomen sagen freilich, man könne nicht beweisen, daß es Bewohner anderer Planeten gibt; sie hätten noch nie solche gesehen. Selbst die allbekannten Marskanäle hätten sich in den größten Fernrohren als optische Täuschungen erwiesen, u. besonders das, was man neuerdings über die Temperaturverhältnisse des Mars erforscht hat, spreche dagegen, daß es Marsbewohner gäbe. Da haben sie vollständig recht. Die Sache geht sie im Grunde genommen, auch gar nichts an; sie haben es mit den Himmelskörpern zu tun, und nicht mit dem, was darauf herumkrabbelt. Auch gibt es nichts Falscheres, als strenge Wissenschaft mit den Erzeugnissen der Phantasie zu vermischen. Aber sie können uns darum auch nicht verbieten, uns andere Planetenbewohner auszumalen, wenn wir nur ihre Kreise nicht stören. Dabei dürfen wir uns jedoch nicht menschenähnliche Bewohner etwa des Mondes ausmalen, wenn wir ganz genau wissen, daß die Verhältnisse auf dem Monde von denen der Erde zu stark abweichen.

Wie dem nun auch sei, wenn wir aus irgendwelchen Gründen, vielleicht aus solchen der Religion oder der allgemeinen Weltanschauung an die Existenz intelligenter Wesen auf anderen Planeten glauben, wo sollen wir dann unsere nächsten Weltnachbarn suchen? Wo anders als auf dem Mars? Die Venus liegt uns zwar noch näher, aber wir wissen viel weniger von ihr. Sie ist auch der Sonne gar zu nahe und wahrscheinlich jünger als die Erde; vielleicht fänden wir dort noch Zustände, wie sie auf der Erde zur Steinkohlenzeit vorhanden waren, aber da würde es kaum eine Gesellschaft für gebildete Menschen geben. Die Zustände auf dem Mars sollen viel Aehnlichkeit mit unserer Erde haben und die Bedingungen für die Entwicklung intelligenter Bewohner schon seit viel längerer Zeit gegeben sein als bei uns. Danach müßten sie uns in der Kultur bedeutend überlegen sein. Man hat sich deshalb gern in der Phantasie damit beschäftigt, nach Mitteln zu suchen, uns mit den Marsbewohnern in Verkehr zu setzen, und es gibt in der Tat ein Verkehrsmittel zwischen den Planeten, das durch den ganzen Weltraum dringt. Das sind die Schwingungen des Aethers. Sie finden als elektrische Wellen jetzt ihre Anwendung in der drahtlosen Telegraphie.

Könnten wir also nicht dahin kommen auf diese Weise auch von Planet zu Planet zu „funken"? Wenn wir es auch noch nicht verstehen, diese Telegraphie einzurichten, würden uns nicht vielleicht die Marsbewohner, deren Technik, wie gesagt, höher entwickelt sein muß als die unsrige und die uns längst entdeckt haben können, ein Zeichen geben können. Vielleicht sogar winken sie uns schon lange auf ihre Weise wir verstehen es nur nicht. In der Tat haben phantasiebegabte Leute wiederholt Winke der Marsbewohner darin erblicken wollen, wenn die Astronomen ungewöhnliche Lichterscheinungen vom Mars beobachteten. Wer aber kann sagen was da leuchtet? Ein Reflex vom Sonnenlicht, ein ausgedehnter Brand, ein gewaltiger Lavaerguß oder gar eine zu irgendeinem Zweck hergestellte Lichtquelle? Aber Signale der Marsbewohner, die sich mit Riesenleuchten der Erde bemerkbar machen wollten, würde man wohl erst dann darin erblicken können, wenn sie uns keinen Zweifel über den künstlichen Ursprung ließen. So würden zum Beispiel eine Nachbildung einer geometrischen Figur oder das Einmaleins oder die Stellung der Planeten zur Sonne uns verständliche Signale sein; alles aber, was man rein natürl., unabhängig von bewußter Herstellung, zu deuten vermag, das darf uns nicht zu phantastischen Schlüssen verleiten.

Aber selbst wenn wir solche Zeichen deuten könnten, so würden wir im besten Falle bei der ungeheuren Entfernung einen Gegenstand auf dem Mars nur als begrenztes Flechen sehen können, selbst wenn er einen Durchmesser von 20 Kilometern hätte u. wir die schärfsten Fernrohre anwendeten. Was würden uns schließlich auch solche Zeichen nützen, wenn wir nicht wissen, was sie bedeuten sollen.

So können wir also wohl unserer Phantasie freien Lauf lassen und annehmen, daß es Marsbewohner gibt. Aber ehe es uns möglich wäre, mit ihnen Zeichen auszutauschen und uns mit ihnen zu verständigen, so läge es doch noch vielleicht eher in dem Bereich der Möglichkeit, daß ein Marsbewohner vermöge seiner höheren Entwicklung zu uns komme.

—⊡—

Polens Wildbestand

Gerade der Bezirk Rußlands, der jetzt das Polnische Reich darstellt, sa etwa um Warschau herum, in dem sich früher die kaiserlichen Jagdreviere Spala und Skierniewice befanden, ist früher der wildreichste des großen russischen Reiches gewesen.

Aber der Krieg hat hier großen Schaden angerichtet, wenn sich auch die deutsche Besatzung bemühte, die Wälder zu schonen und den Wildreichtum zu pflegen. Aber alle Mühen waren umsonst, wo es sich um seltene Tiere handelte, die großer Pflege bedürfen und die Unruhe nicht vertragen können, so vor allem um das Wisent. Die polnische Regierung hat später fast nichts getan, um den Wildbestand zu erhalten oder zu erhöhen; vielmehr ist unter der polnischen Herrschaft geradezu Raubbau getrieben worden. Große Teile der wildreichen Gegenden sind in Privathände übergegangen, die sich wohl bemühen, das noch vorhandene Wild zu pflegen, aber nicht in der nachdrücklichen Weise, wie es nach den großen Störungen der Kriegsjahre notwendig wäre. Der Elch, der früher zahlreich anzutreffen war und namentlich in der Gegend von Osowiec als Wechselwild vorkam, ist nur noch ganz selten anzutreffen. Er hat sich in das Innere des Landes zurückgezogen, man sagt in die nahen Sümpfe, wo er ungestörter leben kann. Die großen Bestände an Rotwild, die früher vor allem in den Gegenden von Luckow und Szczuczyn gejagt werden konnten, sind heute nur in einzelnen Stücken als Wechselwild anzutreffen. Mehr noch trifft man das Schwarzwild, das den Krieg und die Unruhen besser überstanden hat, aber äußerst scheu geworden ist und sich, obwohl es zahlreich im Sumpfgebiet von Osowiec ist, selten blicken läßt. Hasen sind noch zahlreich, namentlich in der fruchtbaren Gegend von Kujawien, und die Hasenjagden sind jetzt wieder ertragreicher.

Dagegen scheint sich das Raubwild wieder voll eingefunden zu haben, denn der Fuchs ist in großer Zahl vertreten, mit ihm Dachs, Otter, Baum- und Steinmarder, Iltis und Wiesel. Der Luchs dagegen scheint ausgestorben zu sein. Das Vorhandensein des Raubwildes macht sich auf dem Lande sehr oft stark bemerkbar. Der Wolf war mehrere Jahre lang nicht zu sehen; man konnte auch keine Spuren von ihm beobachten; dann traten diese wieder vereinzelt, jetzt aber auffallend oft auf. Wieder zurückgekehrt haben sich bald die jagdbaren Vögel. Fasanen, Ringel-, Hohl- und Turteltauben, Wachtel, Trappen, Birkenwildbestände geben den Jägern immer gute Jagden. Auch der Adler ist wiedergekehrt.

Die polnische Aristokratie liebt die Jagd und beklagt sich über die Vernachlässigung der Wildbahnen durch die Regierung. Aber die polnische Regierung hat für die Erhaltung des Wildbestandes keinen Sinn.

Am Ausguck

Tolstoi als Filmprophet.

Ein russischer Schriftsteller namens H. Ruoff berichtete kürzlich über seinen ersten Besuch bei Leo Tolstoi: Es war vor dreißig Jahren. Tolstoi saß in seinem Arbeitszimmer in Moskau. Ihm gegenüber ein blutjunger Student, einer der „Pilger" die sich damals täglich dutzendweise im Hause des Meisters einfanden, um sich von ihm den Sinn des Lebens deuten zu lassen. Während sich der Dichter zwanglos mit seinem Besucher unterhielt, blätterte er nachdenklich in einem kleinen Buche und ließ dennoch kein Auge von seinem Gegenüber. Als Tolstoi dann für ein Weilchen ganz verstummte, fragte ihn das Studentlein schüchtern: „Leo Nikolajewitsch was ist das für ein Buch?" Da wurde der Meister plötzlich lebhaft, hielt dem verdutzten jungen Menschen das rätselhafte Büchlein unter die Nase mit den Worten: „Das ist eine sehr interessante Angelegenheit, die eine große Zukunft hat. Sehen Sie her!" Und er zeigte dem Studenten eine Reihe kleiner Abbildungen, die den graziösen Tanz einer Balleteuse wiedergaben. Der junge Mensch, der dabei aus allen Wolken fiel, sah den Meister entgeistert an. Tolstoi wurde ärgerlich: „Bewegliche Photographie! axon verstehen Sie wohl nichts?" Wie ein begossener Pudel zog der Student ab, und es dauerte zehn Jahre, bis er begriff, was der prophetische Dichter gemeint hatte.

—d.

Präsident Calles' Nichte und der Sänger.

Präsident Calles, dessen Name infolge der mexikanischen Religionsstreitigkeiten heute in aller Munde ist, besitzt eine sehr hübsche Nichte namens Margarita, die vor einiger Zeit nach Fort Worth in Texas kam, um dort im St. Joseph-Krankenhaus als Schwester zu wirken und hernach in ein Nonnenkloster einzutreten. Wie Calles über diese „papistischen Anwandlungen" innerhalb seiner eigenen Verwandtschaft dachte, meldet bisher noch keine Geschichtsschreibung. Sein Nichtlein hat lustige braune Augen, „gebobbtes" Haar und ist erst 21 Jahre alt, so daß ihr Wunsch, Nonne zu werden, nicht so ganz selbstverständlich erscheinen mochte. Eines schönen Tages kam der junge, erfolgreiche mexikanische Sänger Augustin Delgado in Begleitung des Kaplans der Anstalt ins Krankenhaus. Die zwei schönen jungen Menschen lernten sich dort bald kennen und — lieben, Delgado kam immer häufiger, und Margarita vergaß allmählich ihren Vorsatz, den Schleier zu nehmen. Richtiger gesagt, der Schleier bekam in ihrer Phantasie ein anderes Aussehen und wurde immer bräutlicher. Wochen vergingen. Und dann feierte man die Hochzeit der beiden glücklichen Menschen, an die sich — echt amerikanisch — eine Konzerttournee Delgados unmittelbar anschloß, auf der ihn Margarita getreulich begleitete. Seit dieser Zeit aber — wird scherzweise erzählt — haben die Klöster des Landes die Sympathien des mächtigen Präsidenten eingebüßt.

H.

Böhmische Dörfer.

Von böhmischen Dörfern mit dem Beigeschmack als etwas Fremdartigem, Unbegreiflichem wird schon im 16. Jahrhundert gesprochen. Aehnlich wandte im Jahre 1750 Gottsched den Ausdruck „arabische Dörfer" an, während Goethe in „Werthers Leiden" von „spanischen Dörfern" spricht. Goltz wendet für Unverständlichkeiten das Wort „Aegyptische Dörfer" an, 1853, und anderwärts faßt man den gleichen Begriff in „polnische Dörfer" zusammen. Gutzkow bemühte sich, die Sache zu erläutern, indem er nachwies, daß dem einen die Handlungsweise des andern und dem andern irgend eine Erkenntnis „ein böhmisches oder polnisches Dorf" sein könne, jedenfalls aber immer etwas Befremdendes damit gemeint ist.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 37 Mittwoch, 15. September 1926

Von Bischöfen, Kaisern und Königen im Harz

Von Dr. A. von Oertzen.

Die uralte Rose.

Es gibt wohl kaum eine Stätte, die so intensiv den Frieden des Todes symbolisiert, wie der „Annenfriedhof" in Hildesheim, der uralte Bischofssitz in niedersächsischem Lande. Inmitten eines romanischen Kreuzgangs gelegen, an dessen Säulen und über dessen rote, leuchtende Dächer Efeu und wilder Wein ein dichtes Gewirr von Blättern gesponnen haben, bietet er den Domkapitularen die letzte Ruhestätte; uralte Grabplatten, mittelalterliche Kreuze, verschnörkelte Renaissance- und Barockdenkmäler, Rokoko, Empire und Biedermeier leiten bis in unsere Zeit herüber, denn noch heute nimmt die tausendjährige Erde die müden Reste der Verstorbenen in ihren stillen Schoß.

Ueber dem strengen Antlitz des Bischofs Adelos, der im 12. Jahrhundert starb, wirft die Septembersonne ihre versöhnenden Strahlen, das Schriftband in seiner verwitterten Hand bittet noch heute den Wanderer: „era pro mo." Die Symbole der vier Kardinaltugenden: Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Freigebigkeit umrahmen das Haupt des Levin von Veltheim, der 1531 als Domprobst zur ewigen Ruhe einging.

Die erschütternde Erkenntnis von der kurzen Dauer des menschlichen Daseins erfaßt einen schaudernd an dieser Stätte, wo Steine und lebende Pflanzen Jahrhunderte überdauerten, während der armselige Mensch in Staub und Asche verfallen der Erde gleich wurde . . . An der zugehörigen Annenkapelle wächst der berühmte „tausendjährige" Rosenstock empor; die „alte Rose", von der schon ein Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, Pater Elbers, meldete, überdauert Generationen; mitten zwischen den mit Schildern bezeichneten Ranken, welche ihre Geburtsjahre melden, sprießt ein neuer Trieb empor. Wie ein feines, lichtes Gespinst breitet der alte Stamm seine zarten Ranken über die Chorapsis der Annenkapelle; traumhaft erscheint vor dem geistigen Auge die sagenhafte Szene, als der Hofkaplan Ludwigs des Frommen unter diesem Rosenstock die Messe las, und das Reliquiengefäß „unser lieben Frauen Milchbehom" in seine blühenden Zweige hing. Und diese Zweige ließen ihren Raub nicht wieder los! Es war unmöglich, das Gefäß aus ihrer festen Umklammerung zu lösen. Der fromme Kaiser hörte auf die Stimme aus der Höhe, die gleichsam durch den Rosenstock ihm kund wurde, und er ließ eine Kapelle zu Ehren der Gottesmutter erbauen, um die der eigenwillige Rosenstrauch seine Ranken schlang . . .

Auf den letzten Grabstätten der kürzlich verstorbenen Domherren leuchten die bunten Blumen des Spätsommers, Astern, Geranien und Georginen, und schon färbt sich das spitzblätterige Laub des wilden Weines; der Rosenstock, ornamentlos und kahl, umklammert mit seinen feinen Zweigen das uralte Gemäuer, ein Symbol der Unsterblichkeit. Aus der Blütenpracht des Sommers, aus dieser Orgie von Farben, wird er allein den kommenden Frühling wiederstehen, vielleicht noch Jahrhunderte über dem Heiligtum seine stille Wacht halten, während die lachenden Blumen, die ihn jetzt in den Schatten stellen, wie die Menschen der Erde gleich geworden sind!

Das Herz des Kaisers.

„Weil er mit dem Herzen immer in Goslar gewesen sei!" befahl Kaiser Heinrich 3., der mächtigste Vertreter mittelalterlichen Kaisertums, daß sein Körper im Dom zu Speyer bei den Gebeinen seiner hohen Ahnen beigesetzt, sein Herz aber nach Goslar gebracht werde. Aus dieser Lieblingspfalz hatte er eine ständige Residenz, ein deutsches Rom, machen wollen, das an Glanz und Macht der Residenz am Tiber nicht nachstehen sollte, aber der Tod kam ihm zuvor.

In dem von ihm selbst erbauten Dome ward die Tumba für das kaiserliche Herz errichtet, aber sein irdischer Weg war damit noch nicht vollendet, als fast ein Jahrtausend vergangen war, im Jahre 1843, wurde es aus seinem Frieden aufgestört und in das Welfenmuseum nach Hannover verpflanzt; der Abbruch des Domes gefährdete die Tumba am Hochaltar, und fürsorgliche Hände brachten das Herz in Sicherheit; aber das Herz fand keine Ruhe in der fremden Erde; als wären unsichtbare Geister am Werk, so forderte das tote kaiserliche Herz die Rückkehr in seine Residenz, es ließ den Menschen keine Ruhe, bis sie es wieder heim brachten.

Endlich ist es zum Frieden gekommen, seit 1884 ruht es in der Ulrichskapelle. Sein Pallium aber, das Kaiserhaus von Goslar, steht noch heute in ungebrochener Schönheit über den Wäldern seiner geliebten Pfalz; zwei Kaiser bewachen den Eingang der stolzen Feste; Barbarossa, der „Rotbart", sitzt auf bäumendem Rosse, in Waffenrock und Kettenpanzer, auf dem stolzen Haupte als Helmzier die schimmernde Kaiserkrone, hebt er sich im Sattel, und blitzend fliegt sein Falkenauge über die Lande, als wolle er Heerschau abhalten über seine Getreuen. Und neben ihm reitet Kaiser Wilhelm der Große, der letzte Repräsentant deutscher Kaiserherrlichkeit.

Ueber diese beiden ehernen Gestalten jagen die kalten Stürme des Winters, weht der milde Atem des Frühlings, brennt die Sonnenglut des Sommers, ungebrochen, unerschüttert stehen die beiden Recken da, die einst das deutsche Reich groß gemacht haben, und halten Wacht, als warteten sie auf eine bessere Zeit, da sie endlich Ruhe fänden, weil ihr Werk ein anderer vollenden kann . . .

Auf des Lebens wirren Wegen

Auf des Lebens wirren Wegen
Eilt der Mensch als Wandersmann
Erdenweh und Himmelssegen
Bringen fördernd ihn voran.

Willst du an dein Ziel gelangen,
Wandrer walle unverzagt,
Laß dir vor dem Sturm nicht bangen,
Der dir Staub ins Antlitz jagt.

Schließ das Aug' und laß ihn segen,
Gut und schlimm hat seine Zeit;
Ist ein Starker dir entgegen,
Geht ein Stärkrer dir zur Se

Jetzo über grüne Matten,
Ueber Dornen jetzt und Stein,
Jetzt gemach im Talesschatten,
Jetzt bergan im Sonnenschein.

Langsam geht es, nicht auf Flügeln,
Aber immer unverzagt,
Bis dir von den ew'gen Hügeln
Deiner Heimat Zinne tagt.

Ambros Schupp.

Der König und der Schuster.

Als längst die Glanzzeit des Kaiserlichen Goslar vorüber war, als das Städtchen zum Provinznest herabgesunken war, da plötzlich erblühte ihm eine neue fürstliche Aera! Der König von Hannover und viele andere gekrönte Häupter hielten Einzug und entfalteten ein Hofleben wie in glanzvoller Zeit des Mittelalters!

Wie aber war das plötzlich über die stille Stadt gekommen?! Durch einen Schuster namens Lampe, der aber längst den Leisten fortgeworfen hatte und dem Apotheker in das Handwerk pfuschte; er braute ein Tränklein, das für „alles" half, und im Jahre 1864 gab's wirklich kaum ein Leiden, das nicht in Goslar hätte geheilt werden können! Kein Wunder, daß ein Kreuzzug der leidenden Menschheit sich in die stillen Straßen der verträumten Stadt ergoß, es wimmelte von Equipagen, von Lakaien mit kaiserlichen und königlichen Abzeichen. Der treueste Patient des wundertätigen Schusters war der König von Hannover, der mit seiner ganzen Familie für wochenlang in Goslar Hof hielt; seine hohe Gemahlin brauchte den Wundertrank gegen allzu große Körperfülle, sein erlauchter Sohn gegen zu große Magerkeit! Als man den beiden hohen Patienten den Labetrank aus derselben Flasche reichte, da wurde die königlich Frau doch etwas mißtrauisch, und sie fragte den Wunderdoktor: „Meister, wie ist das möglich, mein Sohn soll dick werden und ich dünn, und wir trinken genau dasselbe?" „Sein Se ruhig, Majestät", entgegnete der Biedermann, „wir werden Ihnen schon dünn kriegen!" „Na, nehmen Sie sich man in acht", flüsterte ein, über diese Antwort empörter Hofmann dem Wunderdoktor zu, „daß Majestät Ihnen nicht dick kriegt!"

Zwei Jahre dauerte die Periode höfischen Glanzes über der alten Kaiserstadt, da starb der wundertätige Schuster, und mit seinem Leichenzuge verschwanden auch die fürstlichen Equipagen und die Lakaien aus dem Stadtbild. Allerdings soll heute noch ein „Lampianer" jeden Frühling nach Goslar kommen, um den Wundertrank, dessen Rezept den Tod überdauerte, zu schlürfen! Aber mit ihm wird der letzte die Augen schließen, der einen Schuster mit Königen reden sah.

—⊡—

Das Handwerk bei den alten Deutschen

Von W. Berger.

Die ersten schriftlichen Nachrichten über unser Land u. unsere Vorfahren verdanken wir den Römern, die zur Zeit der Geburt Christi Germanien zu unterwerfen versuchten. Als der römische Geschichtsschreiber Tacitus, der um 100 nach Christus lebte, seine „Germania" schrieb, hatte der Marschbewohner an der Nordsee bereits seine Dämme gegen die wogende See gezogen, seinen Wohnsitz auf den Warfen erbaut. Schon weideten seine Schafe auf dem Grün des neuangeschwemmten Bodens. Im Binnenlande aber wohnte der Landbauer in seinem Blockhaus oder zwischen Lehmwänden, die er mit glänzendem Weiß tünchte. Herden von Borstenvieh lagen im Schatten der Eichenwälder und — so neugierlich es auch klingen mag — westfälischer Schinken war ein beliebter Handelsartikel, der bis nach Kleinasien ging. Pferde und Rinder grasten auf dem Dorfanger, wolltragende Schafe an den trockenen Berglehnen. Der fremde Händler tauschte für Luxuswaren und gutes Geld der Römer die hochgeschätzten Federn der Gänse, Würste aus dem Rauchfange, Hörner des Urs, Geweihe, Pelzwerk, blondes Haar. Deutsche Möhren, guter

Erscheint täglich
Sonderbeilagen:
„Sport-Blatt"
„Heimat und Welt"
„Silberstreifen"
Anzeigen
Geschäftsstelle
Nr. 217

Die

Man freue

Die [illegible]
hat in den
maligen
ben. Für
fehlt an int
Erhebungen
handlungen
Stoff hat
treter der
rend man
dachte, fr
und der H

Das T
lautet ga
Lösung.
als in der
Aufnahme
sitzes sowie
6 auf 9 ei
scheidenden
den Wahle
gung über
erteilt werd
darkeit die
man auch
Woche, daß
Zeitz auf
welche die
tralen Sta
nischen Sta
der guten
halb wenig
den Weg g
jetzt festste
nötig sind
die jeweil
Ländern in
ben die Ge
verloren
mehr warte
missionen i
den ihre K
Sonntag
Mitgliede
werden, da
Reichsp
den letzten
brauchen k
in der Sch
durchgeset
ten Zeit m
die Rhein
in Genf no
sen auch
schen Stan
betragen m
Parlam
sche Parla
deutschen
den Aufgab
der Oppositi
nötig zu
Deutschnati
fester Bes
außenpoliti
ist. In die
der Deu
tobertagen
nationalen
zu dem G
Rechtsparte
Volkspartei
zu finden.
fel, der z
Deutschnati
praktische

Nach d
rats für
Amt, Porta
Genf einge

in Rom als Delikatesse. Riesengroße Rettiche und Waben wilder Bienen erregten das Staunen des Römers.

Das Handwerk rührte sich in den Häusern gerade so kunstvoll, wie es bei kriegerischen Landbauern getrieben werden kann. Am angesehensten war die männliche Tätigkeit der Schmiede. Eisen war teuer; aber es wurde von den östlichen Stämmen gegraben und geschmolzen. Die Schneide der Schwerter und Messer wußte man bereits zu stählen, kunstvoll Helm und Brünne zu runden. Der Goldschmied faßte die Hörner des Urs mit edlen Metallen zu Trinkgefäßen. Er fertigte Halsketten und Armringe und schlug goldene Schaustücke nach dem Muster römischer Münzen. Die Bewohner des Seestrandes bauten „Wogengänger", Schiffe höchst praktisch für den Wogengang der Nordsee. Auf dem Webstuhle, dem uralten Besitze der Indogermanen webten die Frauen leinene und wollene Stoffe. Sie färbten mit Färberröte und blauem Waid. Sie verfertigten wasserdichten Flaus und feine Fransen, auch Borten und stickten mit der Nadel. Aber alles Handwerk war Dorfarbeit. Der Arbeiter saß auf seiner oder des Blutgenossen Hufe, oder er schuf im Haushalte des Häuptlings. Auch der Schmied war ein Landwirt wie jeder andere. Der Germane wußte eben selbst zu machen, was er brauchte, aber seine Bedürfnisse waren gering.

Einen überaus segensreichen Einfluß auf die Entwicklung des Handels und Gewerbes unserer Vorfahren haben die Römer ausgeübt. Zwei Jahrhunderte hatten sie vorwiegend am Rhein, am Main und an der Donau festen Fuß gefaßt. Ihre hochentwickelte Kultur mußte wohltätig auf die in der Bildung und Kunstfertigkeit tiefer stehenden Deutschen einwirken. Altertumsfunde lassen uns diesen friedlichen Kultureinfluß der Römer auf die Germanenwelt deutlich erkennen, besonders die Funde in dem „Limes", einem Pfahlgraben oder Grenzwall, den die Römer von der Donau bei Sigmaringen über Jagst und Kocher zum Main und weiter nach Norden über den Rücken des Taunus aufführten, um den Einfällen der kriegerischen Nachbarstämme eine Grenze zu setzen.

Die Römer leiteten die besiegten Germanen zunächst an, die Wälder auszuroden und weite Landstrecken für den Acker-, Gemüse- und Obstbau urbar zu machen. Bald erhoben sich stattlichere Bauernhäuser, vielfach schon mit Heizvorrichtungen versehen. Backsteine, Dachziegel und Tonröhren brannte man in großen Ziegeleien und beschaffte Sandsteine aus den Steinbrüchen. Bei Wiesbaden gab es bereits ein Silberbergwerk. Feste Holzbrücken vermittelten den Verkehr über den Rhein und andere Flüsse, bis in fernere Gegenden hinein.

Die Kastelle, die sich auf dem Limes eins ans andere reihten, hatten innerhalb der Umgrenzung, die vier Tore aufweist, verschiedene Gebäude. Das stattliche Prätorium mit seinen Bogengängen und Lauben war die Wohnung des Befehlshabers. Im Sazellum, einer Art Kapelle, stand neben dem Altare der Götter und der Büste des Kaisers das Feldzeichen der Besatzung, und im festen Gewölbe lag dort der Kriegsschatz. Eine große Halle diente bei ungünstigem Wetter als Exerzierschuppen, und die einstöckigen Häuschen für die Soldaten erhoben sich in einiger Entfernung von dem Hauptgebäude. Die Wohnung der Offiziere lag außerhalb der Kastellmauer. Ebenso auch eine Art Kasino. Geräumige Säle mit hohen Fensterscheiben, mit halbverputzten, oft mit Gemälden bedeckten Wänden und Decken, mit Fußböden, unter denen die Tonröhren der Luft- und Wasserheizung hinliefen, gewährten selbst im Winter einen angenehmen Aufenthalt. Auch ein Badezimmer fehlte nicht, und an schmucken Hausgeräten zur Bequemlichkeit, Matten, Sofas, Statuetten, Tongefäßen, Wachskerzen, Bronzeleuchtern, Oellampen, an kostbarem Schmucke, Festgewändern, Armbändern, Ringen, Ketten, sowie an köstlichen Weinen und feinen Speisen, Rehrücken, Stör, Austern, Krammetsvögeln, Kirschen, Mirabellen, war kein Mangel.

Im Lager herrschte ein lebhaftes Leben und Treiben. Außer den täglichen militärischen Uebungen und dem streng geregelten Wachdienste lagen den Soldaten auch die Besorgungen des Wirtschaftslebens und alle Arbeiten ob, welche die Erhaltung der Befestigungswerke, die Herstellung und Ausbesserung der Gebäude, der Waffen, Kleider, Schuhe usw. nötig machten. Sie mußten daher der Arbeiten in Stein, Holz, Leder und Metall kundig sein, und ihren Vorgesetzten fiel die Aufgabe zu, sie darin zu schulen. Das führte dazu, daß sich Händler und ausgediente Soldaten in der Nähe der Kastelle ansiedelten, die gegen Bezahlung mancherlei Dinge lieferten. Als Schenkwirte, Viehzüchter, Ackerbauer und Handwerker ernährten sich diese Ansiedler ihren Lebensunterhalt. Ihre Häuser errichteten sie, wo am meisten Verkehr war, zu beiden Seiten der Straße. In den Kellern ihrer Wohnstätten hat man große Krüge und Kriegsgeräte gefunden. Man baute auf Steinfundamente Fachwerke aus Eichenholz mit Lehmfüllung und deckte sie mit Stroh oder Schiefer. Bei jedem Hause war ein Brunnen; ein Schöpfeimer hing daran mit langer Kette und Rolle. Auf diese Weise wurden die römischen Soldaten zu Lehrmeistern der alten deutschen Handwerker.

Jedoch gingen Ackerbau und Handwerksbetrieb zunächst noch Hand in Hand. Bald war der Ansiedler als Landmann und Viehzüchter, bald wieder als Handwerker tätig. Die Schuhmacher verfertigten Sandalen, Pantoffeln und Schnürschuhe oder auch derberes, mit Nägeln beschlagenes Schuhwerk. Die Tischler arbeiteten mit Säge, Hobel und Zirkel. Der starke Verkehr machte Wagen und gutbeschlagene Pferde nötig; Wagenbauer und Hufschmiede fanden daher reichliche Arbeit. Fuhrleute brachten für die dicken Kastellmauern große Steinblöcke, Schieferplatten, Kalk als Baumaterial herbei. Eisensteine, Basaltmühlsteine usw. holte man fernher. Zum Heizen der Wohnungen, zum Schmelzen und Schmieden der Metalle in regelrechten Hütten- und Hochofenbetrieben bediente man sich der Holzkohlen, die zahlreiche Köhler in Meilern brannten. Am Rhein gab es bereits eine hochentwickelte Industrie in fein gearbeiteten Tonschalen und Glasgeräten; im Taunus stellte man Fensterscheiben her.

So ging von dieser römischen Besatzung eine blühende Kultur in die germanischen Gaue hinaus. Von Mainz, Speyer bis Konstanz, Breisgrenz, Baden-Baden, beherrschte aber auch römische Sitte die Germanen und schwächte ihre Kraft je länger je mehr. Fast drei Jahrhunderte wurden diese Lande der germanischen Freiheit entzogen; aber dafür gewannen die Deutschen dort unter römischem Schutze und in römischer Pflege größere Kenntnis der Bodenkultur, verfeinerte Lebensweise, größere Kunstfertigkeit als die anderen deutschen Gaue. Vor einer völligen Romanisierung aber rettete sie die deutsche Urkraft, die zur rechten Zeit wieder zum Durchbruch kam. Als um das Jahr 270 nach Christus die Franken und Alemannen die Grenzwälle mit dem „furor teutonicus" überstiegen, da schüttelten auch die Bewohner dieser Gebiete das römische Joch ab und fanden die Freiheit der Väter wieder.

Klöster und Weinbau

Seit Altvater Noah hat der Wein für die Christenheit die Weihe erhalten, ein Labsal der Frommen zu sein. An dieser Ueberlieferung haben denn auch die Mönche der christlichen Kirche zu allen Zeiten festgehalten. Als die Stürme der Völkerwanderung das schöne Italien durchtobten und Goten und Hunnen die Wunderwerke römischer Kultur in Trümmer schlugen, da überdauerte das Christentum die Schranken des schreckensvollen Jahrhunderts; es zwang die barbarischen Einwanderer in die erlösenden Zauber seiner Glaubenslehre, es erhielt mit der stillen Arbeit seiner Mönche den nachfolgenden Geschlechtern die großen weltlichen Offenbarungen der griechischen und römischen Literatur, und zu dieser hohen Kulturarbeit der Mönche gesellte sich auch die Pflege des Weines, die Ausbildung der Kunst, ihn zu keltern. Fraglos waren es die römischen Legionäre, die den Weinbau nach Gallien und Germanien an die Ufer des Rheins und der Donau brachten; aber auch sie wurden von den Stürmen der Völkerwanderung fortgefegt, und erst die christlichen Apostel, die, aus der römischen Kulturschule hervorgegangen, nach Deutschland und Frankreich kamen, das Kreuz zu predigen, brachten mit dem Erlösungsglauben, den Wissenschaften und Künsten, die sie aus dem Untergang des alten römischen Reiches gerettet hatten, auch den Weinbau in die deutschen Lande. Während im Mittelalter allmählich in ganz Europa neues Leben auf den Ruinen und Trümmerstätten der Barbarenzüge erstand, erhoben sich auch die christlichen Kirchen, wurden Klöster gegründet, Bischof- und Erzbischofsstühle errichtet, und alle diese Sitze der Seelsorge, des mönchischen Lebens wurden von frommen Fürsten mit reichlichem Grundbesitz bedacht, um den Priestern ihr leibliches Dasein zu sichern.

So entstand der neue Kulturboden um die Pfarrhöfe, Klöster und Sitze der Kirchenfürsten, und von diesen Grundbesitzen gingen auch Beispiele und Lehre des Acker- u. Weinbaues aus. Den Weinbau ganz besonders haben die Mönche uns Deutsche gelehrt, und der Pater Kellermeister ist in dieser Hinsicht für uns so gut wie weltlicher Kulturträger geworden, wie seine frömmeren Brüder, die in ihren Zellen mit Meßbüchern und Bibeln auch die Handschriften des Horaz, des Ovid, des Virgil und des Julius Cäsar und der großen Griechen abschrieben. Vom Rhein bis ins Ungar- und Polenland hinein erhoben sich mit den Klöstern auch die Weingärten. Konnten die Mönche auch nicht wie in Italien den Wein auf Laubengängen ziehen, so fanden sie andere Formen, den Weinstock zu hegen, daß die Sonne seine Trauben reife, bis auf die Spaliere, die sich an den nach Süden gelegenen Mauerwänden anlegten.

Selbst in den Klöstern Norddeutschlands, wo heute der Weinbau fast ganz wieder verschwunden ist, wurde er ehemals eifrig gepflegt. Wer die Ruinenstätten der früheren Klöster Lehnin und Chorin in der Mark Brandenburg besucht, wird mit den herrlichen Resten der Cisterzienserbauten auch die prächtigen Weinkeller bewundern können, in denen die Apostel des Christentums ihren selbstgebauten Wein kelterten und ausgären ließen. Die Chronik erzählt, daß diese Weine von Chorin und Lehnin „zwar recht sauer, aber ungemein bekömmlich" gewesen sein sollen.

Die Reformation hat viele hundert deutsche Klosterstifte teils vernichtet, teils säkularisiert, aber selbst die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges konnten die hochentwickelte Kunst des edlen Weinbaues nicht mehr vernichten. Heute ruht die Kultur des Edelgewächses und die Kellerei der Fürsten aller Weinsorten vor allem nur noch in weltlichen Händen, besonders im Rheingau und einigen anderen Weingebieten. Danken aber können wir diesen Segen und Stolz der deutschen Weine den Mönchen, die uns den Weinbau von ihren Klostergärten aus gelehrt haben.

Im katholischen Deutschland hat sich mit den reichen Klöstern der Benediktiner und der Cisterzienser vielfach auch der klösterliche Besitz und die klösterliche Weinkultur erhalten, ebenso auch in Oesterreich. Besonders an der Donau von Melk nach Klosterneuburg bis zum Erzbischöflichen Sitz in Gran ist heute noch ein stattlicher Teil der Weingüter in geistlichen Händen, und nirgendswo ist klösterlicher Weinbau so mit aller Freude des Volkslebens verbunden, wie zum Beispiel in Klosterneuburg bei Wien. Dieses reiche Konvikt besitzt weitgedehnte Weingüter am Donaugelände und im Wiener Wald, und die Stiftsweine stehen bei allen Kennern in hohem Ansehen. So ist auch die Weinwirtschaft des Stiftskellers, besonders zur Zeit des „Herbstes" ein beliebter Wallfahrtsort für Weinreisen der Wiener geworden, und zuweilen wird sogar der Stiftskeller den Besuchern geöffnet, wobei das „Fasselrutschen" vom Riesenfaß, das dem Heidelberger Faß an Größe kaum nachsteht, eine beliebte Volksbelustigung ist.

Trübe Zeiten — lockere Sitten

Von M. Struwe.

In unserer schweren Zeit wird vielfach Klage darüber geführt, daß sich ein starker Hunger zu Vergnügungen und Zerstreuungen und auch ein Verfall von Sitte und Moral bemerkbar macht. Es liegt hier nicht in unserer Absicht, den Ursachen dieser betrüblichen Erscheinung nachzugehen, sondern wir wollen nur darauf hinweisen, daß, wie uns die Geschichte lehrt, mit trüben Zeiten regelmäßig eine Lockerung der Sitten verbunden ist. Die schwerste Zeit hat Deutschland wohl während des Dreißigjährigen Krieges durchgemacht und wenn wir etwa 300 Jahre zurückblicken, so entrollt sich vor unseren Augen ein gar düsteres Bild.

Besonders die Mark Brandenburg und Berlin litten damals schwer. Schwedische Truppen brandschatzten, plünderten und verübten alle Greuel, die ein armes Land zur Verzweiflung bringen mußten. Hungersnot, eigenmächtige Selbsthilfe sowie nicht zuletzt die Pest wirkten entmutigend. Es fehlte an Mitteln gegen die Seuche und man gab sich auch nicht sonderlich Mühe, sie zu bekämpfen. Berlin konnte in der damaligen Zeit wohl kaum 300 Wohlhabende aufweisen. Und dennoch findet man, wie alte Chroniken erzählen, daß in jener traurigen Zeit der Leichtsinn der Berliner über manches Trübe hinweghalf. Besonders machte sich eine Liebhaberei für die Schauspieler bemerkbar, die anfangs vom Hofe selbst unterstützt wurden, indem eine Schauspielgesellschaft unterhalten wurde, deren Direktor ein Junker war mit Namen: Hans von Stockfisch. Aber als die Zeiten sich verschlimmerten, scheint diese Theatergesellschaft auseinandergegangen zu sein und die Berliner mußten die Lust an Komödien auf eigene Hand zu befriedigen suchen. Der Kurfürst erfuhr davon und befahl unter dem 24. Februar 1623, daß bei den traurigen Zeiten Komödien und Gauklerspiele aufhören, auch hinfort keine Musik auf den Straßen mehr erlaubt sein solle. Am wenigsten dürfe fremden Gauklern nachgegeben werden, mit Trommeln und Trompeten auf den Gassen herumzulaufen, welches viel Murrens und Knurrens unter den Handwerksburschen verursachte.

Selbst diese strenge Verordnung scheint nicht volle Wirkung gehabt zu haben; denn schon im Jahre 1629 stoßen wir wieder auf Komödien, die der Kurfürst nun einmal durchaus nicht mehr dulden wollte und deshalb durch zwei schriftliche Warnungen bekämpfte. Beide sind köstliche Denkmäler der alten Zeit. In einem Reskript vom 16. September an den Magistrat heißt es gleich zu Anfang, als sei von etwas beispiellos Schrecklichem die Rede: „Es ist nunmehr inner und außer der Stadt erschollen und laut geworden, daß ihr am 10. dieses, Komödien binnen spielen lassen. Ihr, als welche der Jammer, die Not und das Elend zur überflüssig bekannt, hattet auch leichtlicht schließen können, daß es garnicht von der Zeit, sondern ein lauterer, ungereimter Handel wäre, jetzo Komödien spielen zu lassen. Habt das vorige Zulassen mit nichts zu beschönigen; denn Ihr werdet nichts dergleichen in heiner Historie finden, auch nicht in den Geschichten der Heiden; dessen aber sind die alten geistlichen Skribenten voll, daß wahre Christen bei solchen Zeiten aller Komödien vergessen; und damit es nicht wieder auf einer Tragödie hinausliefe, Fast- und Bettage angestellt, Gott um Linderung der Strafen fleißig, auch mit Tränen und mit Zähren angerufen; alle Ueppigkeit, Komödienspiel und was des heillosen Werkes mehr ist, aber hat weit von ihnen sein müssen. Wer ist denn unter Euch lüsternen Herzens gewesen, dessen Augen sich sehnet, oder dessen Ohren gejucht, dergleichen hölzerne Komödie und dazu sogar zur Unzeit anzusehen und anzuhören? Soll denn dieses der rechte Weg sein, den viel edlen und uns nun in die elf Jahre versperrt gehaltenen Frieden hinwieder zu erlangen? Fürwahr, wo Ihr oder Eure Schulgesellen das glauben, betrügt Ihr Euch und sie gewaltig. Wiewiel wallen jetzo frommer Christen herum, die zuvornhin genug hatten, und haben des lieben trockenen Brotes nicht satt; wissen auch ihres Elendes und Jammers kein Ziel noch Maß. Wer aber an dieselben gedenket, bei dem wird die Luft, den Aeffereien, so bei den Komödien fürlaufen, zuzusehen, gar leichtlicht vergessen, es wäre denn Sache, daß er mit der Tat bezeigen wollte, daß bei ihm alle christliche Liebe durchaus umkommen und vertrieben wurde; aber wehe dem Menschen, um welchen es also steht! Wollen uns dann die vielen Wunderzeichen, die allein in diesem Jahre so haufenweise in diesem Lande gesehen worden, darunter das gewißlich was sonderliches ist, daß man dasjenige Prodigium, so am 30. August wie ein Drache gestaltet gewesen, in die 24 Meilen gesehen hat (welches wohl von keinem Wunderzeichen gehört sein wird) nicht nur soweit erweichen lassen, daß wir unser Gemüt und Herz von solchen heillosen Dingen abwenden können? Sehr ist zu fürchten, es werde darüber noch seltsam zugehen."

Nicht ganz so ausführlich, doch nicht minder charakteristisch ist das Reskript an die Schullehrer. Nachdem Georg Wilhelm ihnen die Sache recht zu Gemüte geführt, heißt es: „Und Ihr, die Ihr Literati sein wollt, lasset Euch solchen Schaden Josephs nichts angehen? Wendet vielmehr die Gedanken auf fröhliche, aber der Zeit nach unbequeme und ungeschickte Dinge, damit niemanden etwas gedienet, davon auch kein Verständiger (dieweil es mit Euren Komödienspielen ein lauteres hölzernes Wesen ist) etwas, wenns auch gleich zur rechten Zeit geschieht, halten kann." Der Kurfürst fährt dann fort: „Aus bisher erzähltem Allen aber werdet Ihr sattsam zu befinden haben, wie ganz unrecht es gewesen, ja, wie es wohl, wenn es nach der Schärfe zugehen sollte, eine Strafe verdient hatte, daß Ihr unbesonnen bei allso elenden, betrübtesten Zeiten, darüber sich auch die unvernünftigen Kreaturen gleichsam ängstigen, auf eine unzeitige Lust, denen schwängern Weibern gleich, Euch ankommen lassen, Komödien zu spielen."

Seit dieser Zeit verschwanden freilich bis zum Westfälischen Frieden die Schulkomödien, nicht aber die Komödien überhaupt. Wenigstens erschienen sie wieder in dem Bericht, den der Kanzler von dem Borne dem Kurf. Friedrich gleich beim Anfange seiner Regierung von dem Zustand der Mark Brandenburg abstattete. Man traut fast dem Auge nicht, wenn man in diesem Bericht die Vergnügungslust der Berliner mit den grellsten Farben geschildert sieht, und nicht bloß Banketten, Turnieren, Ringrennen, Maskenbällen, Ballfesten, goldbestickten Wamsern und Hemden, sondern auch den geschicktesten Weinlokalen mit Musik und vielen Nachtschwärmern begegnet. Oft seien sogar, so erzählt der Kanzler, nach beendigter Predigt in der Kirche Komödianten, Fechtmeister, Springer, Tanzmeister, Bären- und Affenführer aufgetreten, die dem Volke zur Kurzweil, ihre Possen sehen ließen, denen auch die vornehmen Herren und die Geistlichkeit beigewohnt hätten.

Bienenzucht

Von E. Fründt.

Wer in diesen sonnigen Nachsommertagen durch die Heide wandert, kann sich nicht nur an dem bunten, großen Blütenteppich erfreuen, mit dem die Erde weithin bedeckt ist, sondern darin auch ein vielfältiges Kleintierleben beobachten. Millionen von Bienen fliegen summend von Blüte zu Blüte, um daraus den süßen Honig zu saugen. Hier und da stößt man auch wohl auf Bienenstöcke, die in die Heide hinausgeschafft worden sind, um den fleißigen Arbeitern die Arbeit zu erleichtern.

Bis in das graue Altertum zurück finden wir über die Bienen Aufzeichnungen, die Kunde geben von dem Wert, den sie schon damals hatten. In der Bibel wird der Biene und ihrer Erzeugnisse, des Honigs und des Wachses, mehrfach Erwähnung getan. Auch die altägyptischen Denkmäler geben Kunde von der Bedeutung, die man damals der Biene zuerkannte, die sogar als heiliges Tier verehrt wurde. Bei den Bienen war schon der Honig vom Berge Hymettos in Alliha berühmt, während die Biene bei den Römern erst im 1. Jahrhundert nach Christus Bedeutung erlangte. Der Honig diente den Alten als hauptsächlichstes Versüßungsmittel, und aus ihm wurde der Honigwein oder Met hergestellt, der in alten Götter- und Heldengesängen eine große Rolle spielt. Wohl kein Tier, das der Mensch in Zucht nahm, liefert bei so geringen Kosten und so wenig Zeitraum der Pflege einen größeren Ertrag als die Honigbiene.

Die Honigbiene, auch Imme genannt, lebt bekanntlich in Völkern zusammen. Nach dem Orte der Aufstellung der Stöcke unterscheidet man Waldbienenzucht, wie in Polen und Rußland, und Gartenbienenzucht. Die Bienenzüchter, Bienenväter werden — nach den Immen, dem oberdeutschen Wort für Bienen — auch Imker genannt, sie treiben Imkerei, oder sie heißen auch Zeidler, sie zeideln die Bienenstöcke, das heißt sie berauben sie des überflüssigen Honigs zur Zeit, wenn die „Tracht" zu Ende ist. Die Zeidlerei spielte schon im Mittelalter eine derartige Rolle, daß es zum Beispiel in dem heutigen Bayern Zeidelgüter in den Reichsforsten bei Nürnberg gab. Die Zeidler hatten das Recht des Zeidelns in jenen Wäldern, mußten dafür eine Abgabe zahlen und unterstanden sogar einem besonderen Gericht, dem Zeidelgericht. Davon gibt uns noch heute die Darstellung eines Zeidlers über dem Eingang des Zeidelgerichtshauses in Feucht bei Nürnberg Kunde.

So alt auch die Imkerei ist, auch in Deutschland, denn viele Städte geben noch jetzt durch ihren Namen Zeugnis davon, daß Bienenzucht dort einst in hoher Blüte gestanden hat, so zum Beispiel Immenstadt, Immenhausen, Immenrode und viele andere — eine rationelle Bienenzucht treibt man bei uns erst seit etwas mehr als einem halben Jahrhundert. In völliger Freiheit legen die Bienen ihren Bau in hohlen Bäumen, Mauerlöchern oder Felsspalten an, und die Zeidlerei des Mittelalters in Bienenwäldern, die vornehmlich aus alten hohlen Eichen und Linden bestanden, war auch vorwiegend dieser Art.

Später wurde in sogenannten Klotzbauten und Strohkörben geimkert, bis Dr. Dzierzon, Pfarrer in Karlsmarkt in Schlesien, seine ganze Kraft der Biene und ihrer Zucht widmete. Er war ein gründlicher Kenner der Naturgeschichte der Bienen und gab im Jahre 1861 ein Buch heraus: „Rationelle Bienenzucht" und wurde damit der Gründer der rationellen Bienenzucht. Dzierzon trat schon zu Anfang der vierziger Jahre mit dem Mobiltoff auf, und hiermit vollzog sich ein gewaltiger Umschwung in der damals bereits im Niedergange begriffenen Bienenzucht. Er richtete die Bienenwohnungen so ein, daß man von einer Seite durch eine Tür in das Innere des Stockes gelangen konnte. Hier waren nun auf Leisten bewegliche Stäbe angebracht, an denen die Bienen den Wachsbau aufführten. Durch diese äußerst sinnreiche Einrichtung war nun der Imker in der Lage, die einzelnen Stäbchen mit den daran befestigten Waben herauszunehmen und konnte sich eingehend über den Stand und die Entwicklung des Volkes unterrichten und das bis dahin so geheimnisvolle Leben und Treiben der Bienen gründlich erforschen. Erst durch den Stock mit Mobilbau wurde die Biene ein Haustier im vollen Sinne des Wortes. Der Bienengroßmeister Gravenhorst hat das Verdienst, den Bienenherd mit beweglichem Bau eingeführt zu haben.

Einen weiteren großen Fortschritt gewann die Imkerei durch die Erfindung der Kunstwaben des pfälzischen Schreinermeisters Mehring in Frankenthal. Sie bestehen aus dünnen Wachstafeln, in welche die Böden der Zellen sechseckig eingedrückt sind, sodaß der Biene nur noch die Aufgabe bleibt, die Zellenwände auf den gegebenen Grundrißformen herzustellen, wodurch ihr viel Zeit und Material erspart wird. Zur Herstellung der Kunstwaben wird die Wabenpresse benutzt. Die so hergestellten Kunstwaben werden dann in Rähmchen, wie sie sich aus den beweglichen Stäben Dzierzons herausgebildet haben, eingeklebt und den Bienen zur Aufführung der Zellenwände in den Stock gehängt.

Bei der Gewinnung des Honigs wurde früher der Uebelstand schwer empfunden, daß hierbei auch gleichzeitig der kunstvoll aufgeführte Wachsbau vernichtet werden mußte. Das Verdienst, diesen Uebelstand beseitigt zu haben, gebührt dem österreichischen Major von Hruschka in Dolo bei Venedig, der 1865 zur Honiggewinnung die Schleuder nutzbar machte, und die Honigschleuder hat dem beweglichen Bau erst recht zu Ansehen und Wert verholfen. Weitere Fortschritte in der Bienenzucht wurden dann gemacht dadurch, daß man das Schwärmen der Bienen zu verhindern, starke Völker zu den Trachtzeiten heranzubilden, zu rechter Zeit aber die Einschränkung der viel Honig verzehrenden, für die Tracht nutzlosen Brut herbeizuführen suchte.

Die Güte des Honigs hängt hauptsächlich von der Art und Beschaffenheit der Nahrung ab, welche die Bienen selbst genießen. Von höchster Würze ist der aus der Anisblüte gewonnene Honig; auch derjenige, der aus der Akazien- und Lindenblüte von den Bienen gesogen wird, erfreut sich eines hohen Rufes, ebenso derjenige aus der Rapsblüte. Auch die Farbe des Honigs wechselt mit der Nahrung der Bienen; so ist Kleehonig in frischem Zustand und Akazienhonig wohl ganz wenig gefärbt, Buchweizenhonig gelb, Heidehonig dunkelbraun. In den Handel kommt der Honig entweder als Scheibenhonig, der noch in den Wachszellen eingeschlossen ist und besonders dann, wenn er von diesjährigen Schwärmen herrührt, als Jungfernhonig hohe Preise erzielt. Der mit Honigschleudern aus den Waben gewonnene Schleuderhonig erfreut sich ebenfalls großer Beliebtheit, weil seine Güte durch dieses Verfahren in keiner Weise beeinträchtigt wird. Derjenige Honig, der nach dem alten Verfahren noch aus den Körben gewonnen wird, muß entweder auf kaltem Wege durch ein Haarsieb oder auf warmem Wege durch Erwärmen der zerstampften Waben gewonnen werden; im ersteren Falle erhält man den Senkhonig, der die guten Eigenschaften des reinen Honigs hat; der auf warmem Wege ausgelassene Seimhonig nimmt eine bräunliche Farbe an, und außer dem Wachsgeschmack auch einen bitteren Beigeschmack, der von dem in den Honig kommenden Blütenstaub, der von den Bienen in den Bau mit eingetragen wird, herrührt. Bewahrt man den Honig längere Zeit auf, so tritt Kristallisation ein; jedoch wird der Honig wieder flüssig, wenn man ihn in dem Gefäß, in dem er aufbewahrt worden ist, in warmes Wasser stellt, das allmählich noch weiter erhitzt wird.

Die Bienenzucht ist auch wirtschaftlich von großer Bedeutung, was schon aus der Tatsache erhellt, daß in Deutschland jährlich mehr als dreihunderttausend Zentner Honig von mehr als 2,5 Millionen Bienenvölkern erzeugt werden. Der Honig dient als Nahrungs- und Genußmittel, wird zur Kuchenbäckerei verwandt und findet auch in der Medizin die mannigfachste Verwendung.

Die Bienenzucht ist eine Kunst und eine Wissenschaft für sich, und es gibt darüber eine umfangreiche Literatur sowie zahlreiche Imkerzeitungen. Mancherlei muß der Bienenvater beachten. Ist er aber ein rechter Imker, so gewähren ihm seine fleißigen Völker nicht nur hohe Freude, sondern auch reichlichen Ertrag.

Mars in Erdnähe

Nach zwei Jahren und 49 Tagen kommen sich von unseren Planeten Mars und Erde bei ihrer Rundreise um die Sonne jedesmal am nächsten, und dann liegen die Astronomen mit ihren großen Fernrohren ganz besonders auf der Lauer, um dem Nachbarplaneten etwas von seinen Geheimnissen abzugucken. Der Mars mit seinem rötlichen Lichte strahlt jetzt fast die ganze Nacht am Firmament im Sternbilde des „Widders". Er geht Anfang September vor 9 Uhr abends